

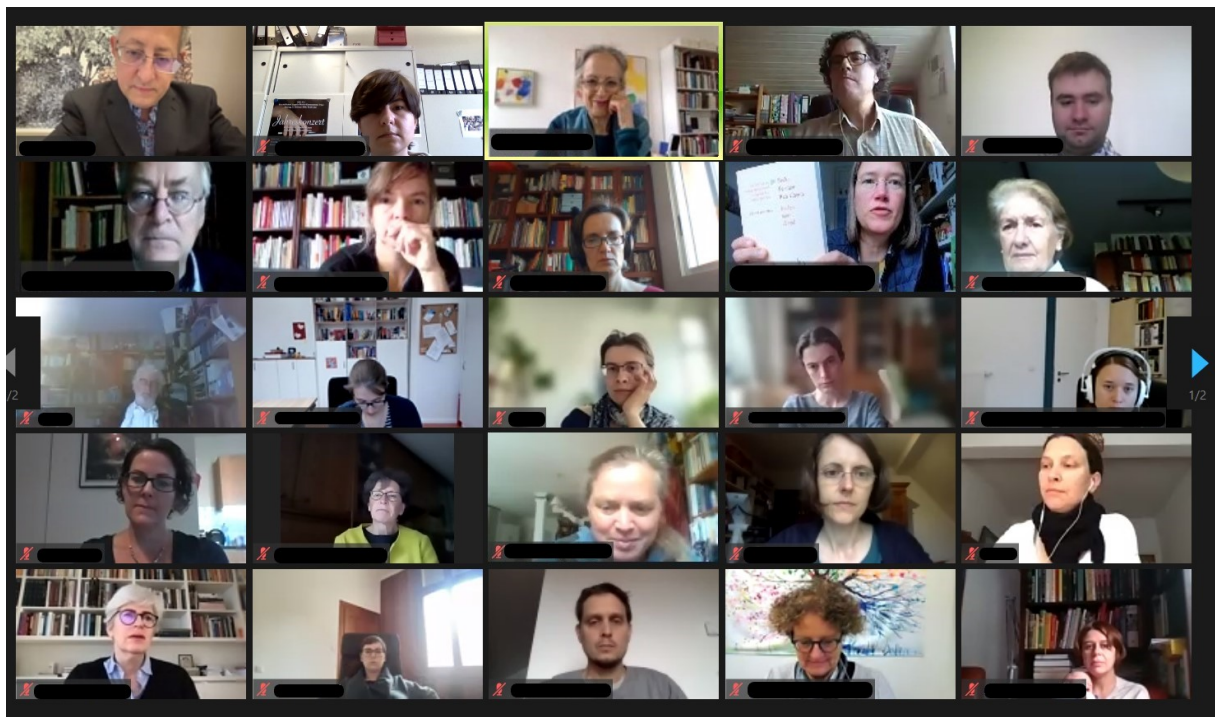
XXIV. Symposium für jiddische Studien in Deutschland

Vom 4. bis 6. Oktober 2021 fand von Trier aus das jetzt zweite digitale »Symposium für Jiddische Studien in Deutschland« statt, welches von den Lehrstühlen der Jiddistik in Trier und Düsseldorf jedes Jahr gemeinsam ausgerichtet wird.

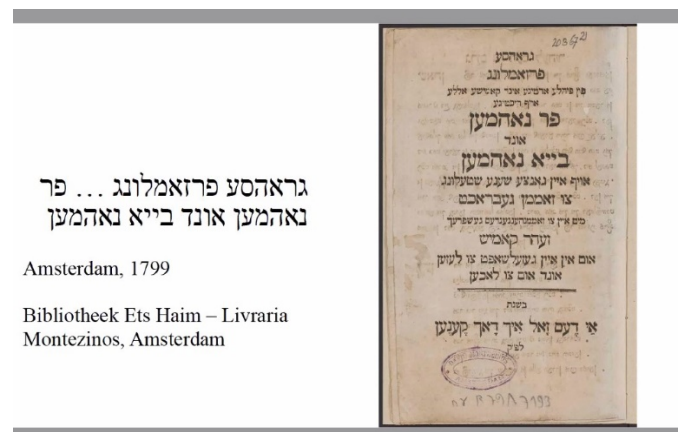
Mit einer herzlichen Begrüßung durch den diesjährigen »Gastgebenden«, Simon Neuberg (Universität Trier) wurde das Symposium am Montag eröffnet.

Die Jiddistik ist schon immer eine globale Wissenschaft gewesen und dieses Jahr nutzten besonders viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der ganzen Welt die Möglichkeit, digital zusammenzukommen, um über den aktuellen Stand ihrer Forschungen zu berichten.

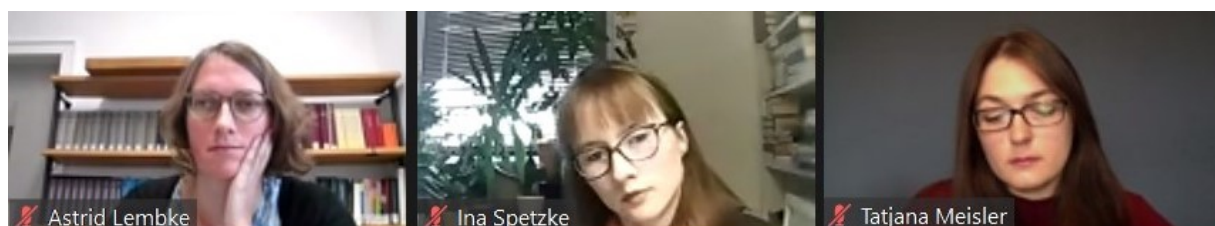
Insgesamt wurden 20 Vorträge aus den verschiedenen Bereichen der Jiddistik in den Vortragssprachen Deutsch (D) oder Jiddisch (J) gehalten und während der Pausen kam es in den Breakout-Rooms auf Zoom auch digital zum persönlichen Austausch und regem fachlichen Diskurs in kleineren Gruppen. Insbesondere unsere internationalen Teilnehmenden zeigten sich begeistert, da sie dank der technischen Möglichkeiten die geltenden Reisebeschränkungen überbrücken konnten. Dabei schreckten sie auch nicht vor den teils großen Zeitunterschieden zurück. Technische Schwierigkeiten gab es keine.



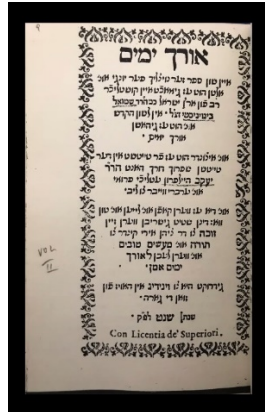
Marion Aptroot (*Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf*), Mitgastgeberin, präsentierte »Eine ›sehr komische‹ Schrift von Shloume Duikelaar – Fragen zur Leserschaft und zur Funktion spät-westjiddischer Unterhaltungsliteratur in den Niederlanden«. Es handelt sich um eine Broschüre aus Amsterdam von 1799, deren Sprache sowohl Jiddisch, als auch Niederdeutsch und Niederländisch enthält. Der Autor ist anonym geblieben, der Text wird aber Shloume Duikelaar zugeschrieben, was Aptroot jedoch nach genauer Analyse für nicht mehr wahrscheinlich hält. Die thematisch sortierten Namenslisten von öffentlich bekannten Personen oder lokalen Nachbarn dienten nicht nur der Unterhaltung einer höheren, bürgerlichen, da als täglich Zeitungslesend genannten, Gesellschaft, sondern wurden sicher auch als politisch-polemische Kritik verstanden, wie z.B. »Fromet Ansloch«. Gleichzeitig können Lesende heute wie zur Entstehungszeit Studien der Volksetymologie anhand der Auflistung durchführen.



Astrid Lembke (Universität Mannheim) mit **Tatjana Meisler** und **Ina Spetzke** (Freie Universität Berlin) stellten in Trier »Zur Edition des altjiddischen Widuwilt – ein Werkstattbericht« vor. Trotz des großen Interesses der Fächer Germanistik und Jiddistik gibt es von dem im 15. Jh. entstandenen und nur fragmentarisch überlieferten Ritterroman Widuwilt bisher keine vollständige kritische Edition. Das Projekt erarbeitet eine Transkription der Editio Princeps aus Amsterdam von 1671, eine Transliteration und kritische Edition der Fragmente Trinity College, F.12.44 (Cambridge), Cod. Hebr. 255 (Hamburg) und Cod. Hebr. 289 (Hamburg) sowie einen umfassenden Kommentar. Als Leithandschrift wurde die Cambridger Handschrift gewählt, da sie den vollständigsten Text enthält. Große Fortschritte machte das Projekt zuletzt mit modernster Technik: Aufnahmen mit einer Mittelspektralkamera ermöglichten es, die Schrift auf einigen zum Schutz der Cambridger Handschrift mit Seidenpapier überklebten Seiten erstmals wieder sichtbar zu machen.



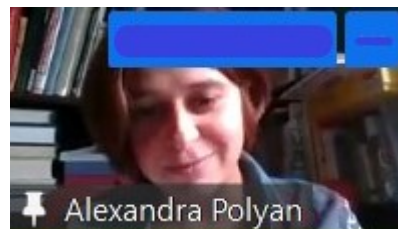
Am Ende einer Ausgabe des philosophischen Textes »Keter Malkhut«, welche vermutlich während des 16. Jh. in Italien gedruckt wurde, hat **Claudia Rosenzweig** (*Bar-Ilan University, Ramat Gan*) »A yidishe ›mayse‹ in gramen fun Venetsye« gefunden. Diese Geschichte besteht aus 14 Strophen, einer Art Dialog von Josef (Sohn von Jakob und Rahel), dessen Narrativ der/die Schreibende von Josef selbst gesagt bekommen haben soll. Eine etwaige Verbindung zwischen den inhaltlich und formal sehr verschiedenen Texten dieses Druckes ist bisher nicht bekannt. Es ist auch nicht explizit in einem Vorwort angesprochen, dass die letzten freien Seiten des Druckes gefüllt werden sollten.



Evi Michels (*Universität Tübingen*) geht in »Goldfadens melodramatische Wende und sein Theaterstück ›Shulamis‹ (1879/80)« der Verwandlung Goldfadens von einem Operetten- und Komödienschreiber zu einem Autor von Melodramen und Tragödien auf der Grundlage historischer Stoffe nach. Die aus dem Maissebuch bekannte Geschichte der ›Shulamis‹ handelt von einer Frau, die sich in der Wüste verlobt, wobei ein Brunnen und ein Wiesel die Zeugen sind. Als anschließend der Verlobte sein Gelübde vergisst/bricht und dessen Kinder mit einer anderen Frau wegen eines Brunnens und Wiesels sterben, erinnert er sich schließlich wieder seines Versprechens, und verheiratet sich am Ende wieder mit der gegen den Rat ihrer Familie und Freunde treu gebliebenen Shulamis. Der Name der Hauptfigur stammt von Shulamit, der Frauenfigur des Hohenliedes, deren Geschichte während der jüdischen Aufklärung ein vielbearbeiteter Stoff gewesen ist, da ihre allegorische Lesung als metaphorische Figur der Liebe zw. Gott und Mensch eine Botschaft der jüdischen Selbstbehauptung darstellte. Das musikalische Melodram mit Orchester, Tanz, Solo und Chor verbindet die konkrete Lebenswirklichkeit von Juden und Jüdinnen aus dem Publikum durch Lieder zwischen den Akten, welche nicht die Gebetspraxis des Tempels, sondern vielmehr die der (zeitgenössischen) Synagoge wiedergeben. Goldfadens Melodram erscheint als romantisches Schäferspiel und wurde damit während der politischen Veränderungen 1880 als politisch harmlos eingestuft und zur Aufführung zugelassen. Er selbst verarbeitet vermutlich emotional den wachsenden Antisemitismus in Russland und die Abwanderung vieler seiner Theaterkollegen in die USA.



Alexandra Polyan (*Universität Regensburg*) beschäftigte sich mit einem Theaterstück »Der kenig fun Lampeduze in dem kontekst fun Perets Markishes milkhome-dramaturgye«, welches auf einer historischen Begebenheit beruht. Am 12.6.1943 notlandete Sydney Cohen, britischer Pilot, auf dem Weg nach Malta auf Lampedusa, wo sich ihm die örtliche italienische Garnison ergab. Schon am 13. Juni hat die Zeitung »News Chronicle« Sydney Cohen »Der König von Lampedusa« genannt. Peretz Markisch schrieb drei Theaterstücke über den Krieg: »Der ufshtand in geto« (1946), »Moskve mayn« (1947) und – 1948 – »Der kenig fun Lampeduza«, welches die Historie mit viel künstlerischer Freiheit verändert. Obwohl das Theaterstück zur Aufführung am GOSET (Staatliches Jüdisches Theater, Moskau) angenommen wurde, ist es nicht veröffentlicht worden. Sydney Cohen heißt im Theaterstück Dave Globus und befreit bei der Eroberung Lampedusas zwei faschistische Konzentrationslager und soll später wegen unerlaubter Befreiung russischer Kriegsgefangener vor ein Militärgericht, kann aber in die UdSSR flüchten. Das Hauptthema dieses Theaterstücks sind die angespannten internationalen Beziehungen, insbesondere zwischen den Alliierten. Markisch kritisiert Großbritannien scharf für Antisemitismus und antisowjetische Politik. Die gegen Markisch erhobenen Plagiatsvorwürfe von Charendorf, wegen eines sehr erfolgreichen, gleichnamigen Theaterstücks und Musicals (1943-44), hält Polyan für unglaublich.



Eva Stauch (*Westfälische Wilhelms-Universität Münster*) ist eine der wenigen, die sich nicht nur mit I. J. Singers Romanen, sondern auch mit seinen Erzählungen beschäftigt. Dieses Jahr präsentierte sie eine »Intertextuelle und semantische Analyse der Erzählung »Altshtot« von Israel Joshua Singer«. 1923 erschienen erschließt sich der Text nicht bei der ersten Lektüre. Bisher wurde von einem vagen darwinistischen Bezug der Erzählung zum Recht des Stärkeren ausgegangen. Stauch deckte jedoch eine besondere semantische Aufladung des Handlungsraumes auf (die Privaträume der Hauptfigur als Sternenhimmelsgewölbe, die moderne Eisenbrücke als Sicherheit und Bedrohung). Des Weiteren hat sie intertextuell, fast parodistische Beziehungen zu Klassikern der deutschen Literatur (Figur und Szene des Pudels im Studierzimmer, sowie die Hexenküche in Goethes »Faust I«), sowie zu zeitgenössischen Werken französischer Autoren (Anatole France: »Balthazar« und »La Révolte des Anges«) gefunden, die einen Zugang zum Verständnis öffnen und neue Interpretationsansätze bieten.



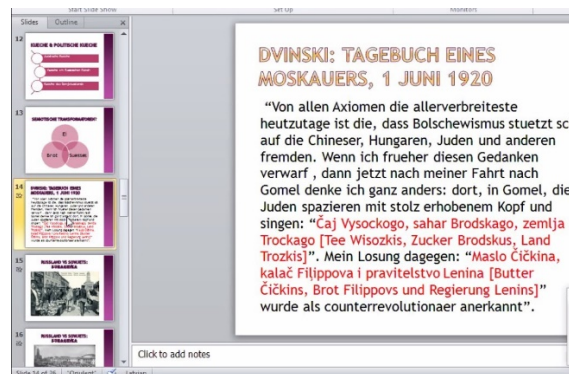
Israel Joshua Singer
 ישראל יהושע דינגער
 Yisroel Yehoyshue Zinger
 in Bilgoraj geb. 30.11.1893
 in New York gest. 10.2.1944

Foto: Yivoarchives.org

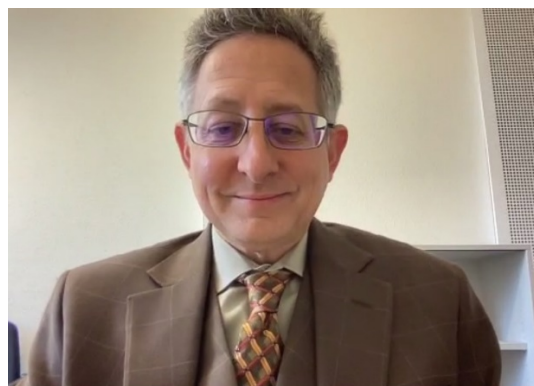
Seine Erzählung „Altshtot“ erschien

A: unter dem Titel *Shpinvebs* in Varshever almanakh (Warschau 1923) 1-60
 B: unter dem Titel *Altshtot* in Di Tsukunft (Dezember 1923);
 C: erneut als *Altshtot* in: I.I. Singer, Oyf fremder erd (Vilne, 1925) 5-65.

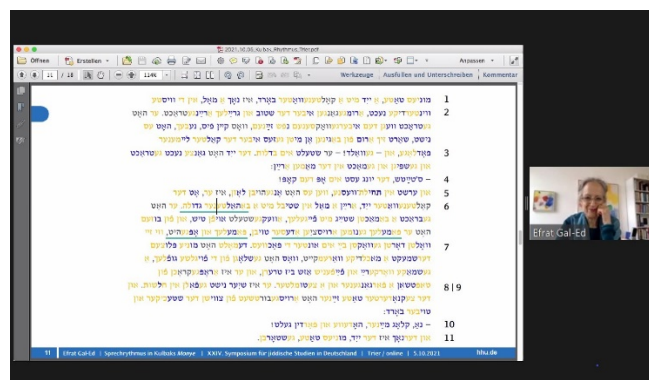
Völlig neue Wege in der Jiddischen Literaturwissenschaft geht **Iveta Leitane** (*Universität Bonn/Riga*). Gebräuche des Essens sind in die Strukturen der sozialen Verhältnisse eingewoben und spiegeln die Änderungen in sozialpolitischen Wandlungsprozessen wider. Sie können damit als Konnotate in der Literatur eingesetzt werden, indem Essen thematisiert oder ausgelassen wird, als ästhetisch oder als fiktiv erscheint, positiv oder negativ dargestellt ist. In »Gastropoetik in der jiddischen Literatur in Lettland: Semiotik der Mahlzeiten bei Tanhum Dvinski (Eidus)« zeigte Leitane eindrücklich, wie eine Analyse der Essensgewohnheiten in einer Handlung, wo die drei Kulturkreise des Judentums, Zarenrusslands und der Sowjetunion aufeinandertreffen, zu neuen Erkenntnissen und unerwartetem Zugang in die Handlungsstruktur der Geschichte führen kann. Der Wechsel in Essensgewohnheiten der literarischen Figuren signalisiert hier unter anderem die säkularen, sozialen und monetären Werte-Krisen der Zwischenkriegszeit.



Marc Caplan (*Dartmouth College*) ging der »Filshprakhikayt als kritik in Itsik Aykhls »reb Henekh oder vos tut me damit?« auf den Grund. Itsik Aykhl, Isaak A. Euchel, jüdischer Student Kants, verwendet in seiner Komödie Französisch, Englisch, Standarddeutsch, Plattdeutsch, Ost- und Westjiddisch und schafft damit ein Muster der einheimischen Sprachpolitik, wie sie in einem Berliner Salon des 18. Jh. sichtbar wird, in dem sich verschiedene Völker, Religionen und Wertvorstellungen begegnen. In dieser Parodie der Künste und Gesellschaft bringt er die Diskussion darüber, ob Jiddisch für die jüdische Aufklärung als Sprache geeignet sei oder nicht, personifiziert auf die Bühne. Dabei wird der Wunsch nach Integration in die deutsche Gesellschaft durch Assimilation genauso gezeigt wie der Wunsch nach einer eigenen, lebendigen Kultursprache. Seinem Professor Kant zufolge sind nur tote Sprachen in ihrer kompletten Unabhängigkeit zur aktuellen Situation in der Lage, Vernunft und Aufklärung in Worte zu fassen. Indem Aykhl aufzeigt, wie viele von der Gemeinschaft der Aristokraten und Frauen im Salon ausgeschlossen bleiben, kritisiert er die Fragestellung: Entscheidend ist für die jüdische Aufklärung nicht, ob Jiddisch eine tote oder lebendige (Kultur)Sprache ist, sondern die jüdische Aufklärung selbst ist eine Fata Morgana, wenn nicht alle daran teilhaben können.



Efrat Gal-Ed (*Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf*) arbeitete »Zu Kulbaks Prosa: Sprachrhythmus in Munye« mit dem neuen Ansatz der »Sprachbewegung«. Dabei wird nicht nach einem Reimschema, sondern nach Rhythmus und Satzmelodie, Onomatopoesie und Klang, der lautlichen Modulierung von Sprache gesucht. Diese Analyse ergibt sich erst, wie Gal-Ed eindrucksvoll präsentieren konnte, durch lautes Lesen der Texte. In Kulbaks Texten werden so rhythmische Motive erkennbar, welche den semiotischen Sinn rhetorisch verstärken oder neu gliedern können. Figuren oder Inhalte können auf diese Weise mit rhythmischen Parallelitäten oder Chiasmen in Verbindung gebracht oder emotional neu konnotiert werden. So legt der Erzähler mit dem Homonym »toyb«, das auf Jiddisch sowohl »taub« als auch »Tauben« bedeutet, eine klangliche Spur, welche die Ambivalenz des fühllos dargestellten, aber zugleich um das Überleben seines behinderten Sohns besorgten Vaters versöhnt: Mit den Tauben, die er Munye bringt, ermöglicht er seinem Sohn eine Existenz als Vogelhändler. Gerade Jiddisch Schreibende, welche meist mehrere Sprachen beherrschten, konnten die verschiedenen Gestaltungsmöglichkeiten von Sprache voll ausnutzen und in ihren jiddischen Werken entfalten.

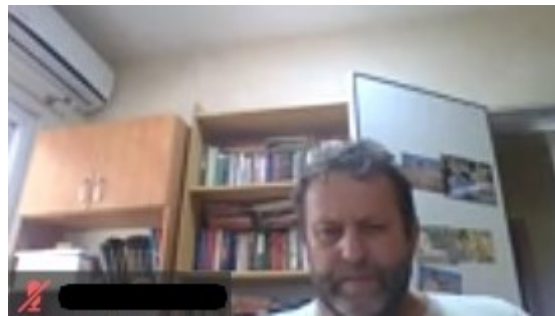


Steffen Krogh (*Universität Aarhus*) präsentierte die verschiedenen »Positionen in der Debatte über Germanismen und Daytshmerizmen im Ostjiddischen«, wobei »Germanismen« wertfrei und »Daytshmerizmen« negativ konnotiert ist. Es gab auch einige Schriftsteller mit einer sehr positiven Einstellung zur Verwendung deutscher Wörter, ohne auf lange Sicht wieder zur deutschen Sprache übergehen zu wollen (Zederbaum, Sirkin). Ein gemäßigter, sehr pragmatischer Umgang hatte die meisten Anhänger. Alle neuen Wörter, mit denen eine semantische Lücke gefüllt werden konnte, sollten phonetisch an das Jiddische angepasst werden, und nur wenn bereits Synonyme vorhanden waren, sollte auf die neuen Entlehnungen verzichtet werden (Noyekh Prilutski, Dovid Katz, Sholem Aleykhem, u.v.m.). Um Jiddisch zu einer modernen Kultursprache zu erweitern, wollten einige entschiedene Gegner oder Ausbauisten das Jiddische mit Hebraismen und jiddischen Wortneubildungen bereichern, und lehnten alle neuen Entlehnungen aus dem Deutschen ab. Daraus entwickelte sich eine teils künstlich anmutende Sprache, welche folgerichtig kaum Verbreitung fand (Mordkhe Schaechter, möglicherweise auch Uriel Weinreich).



Da kaum sprachwissenschaftliche Kriterien für die Unterscheidung von Germanismen und Daytshmerizmen definiert wurden, wirkt eine Zuordnung der Wörter wie zufällig. Erst das YIVO brandmarkte die auffälligsten Wörter deutscher Herkunft, um eine eigenständige Weiterentwicklung des Jiddischen unabhängiger von der deutschen Ursprungssprache zu fördern.

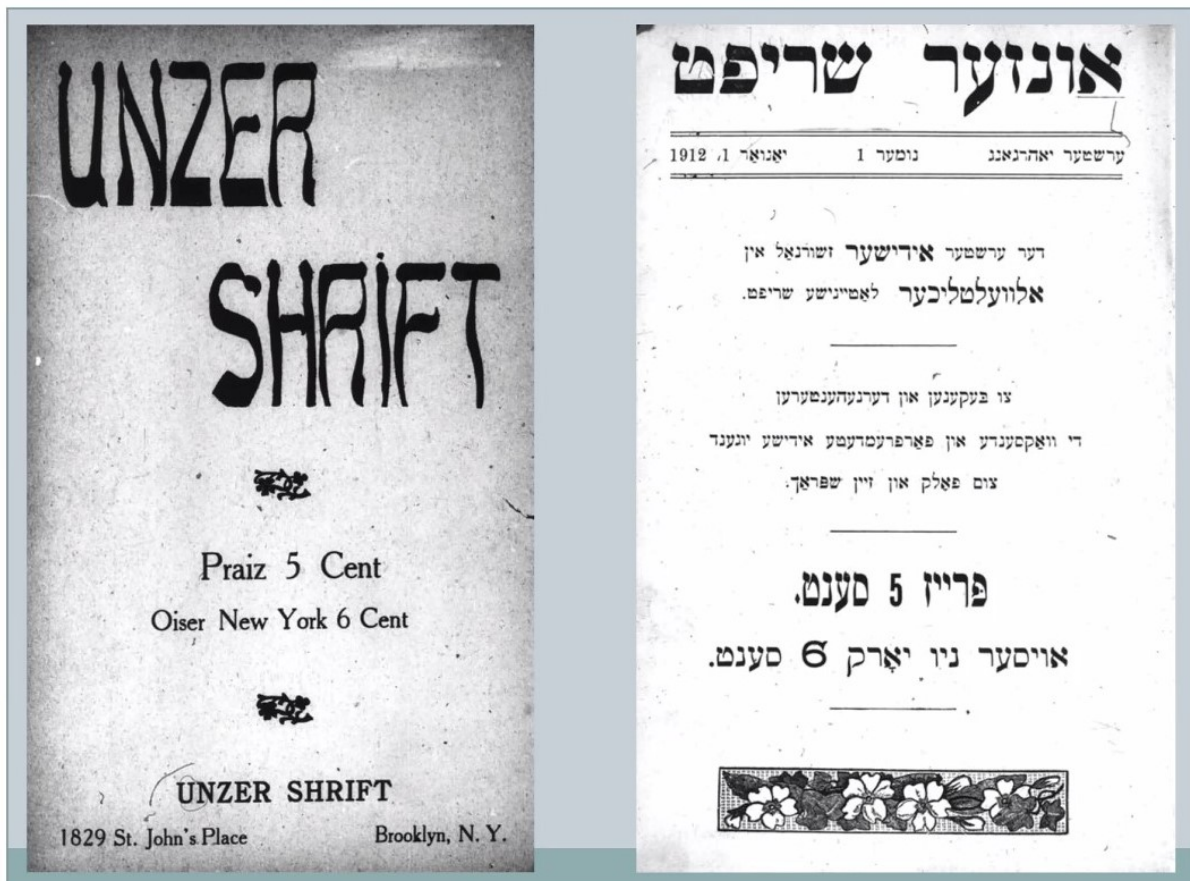
Sholem-Aleykhem zeichnet sich als Autor auch mit seinem Anspruch auf realistische Darstellung aus, wie **Velvyl Chernin** (*Institut für Euroasiatische Jüdische Studien Herzlia*) in »Di problem fun oyentishe reyde in Sholem-Aleykhems pyese ›Shver tsu zayn a yid‹ «zeigen konnte. Seine Charaktere sprechen nicht die halbkünstliche Sprache der Maskilim, sondern jeder die nach seiner oder ihrer individuellen Biographie möglichen Sprachen. Diese (durch stilistische Differenzierung innerhalb des Jiddischen nachgeahmte) Sprachenvielfalt macht moderne Übersetzungen sehr anspruchsvoll, da nicht nur Kenntnisse von Hebräisch und Jiddisch, sondern auch von slawischen Sprachen, insbesondere Russisch, benötigt werden. Sholem-Aleykhem thematisiert auch die heute noch bestehende Problematik des generationenübergreifenden Sprachverständnisses: Während die erste Generation noch genuin Jiddischsprechend ist, kann die zweite Generation in jungen Jahren noch auf Jiddisch kommunizieren, bedient sich aber vorrangig (und im Erwachsenenalter meist ausschließlich) der Umgebungssprache.



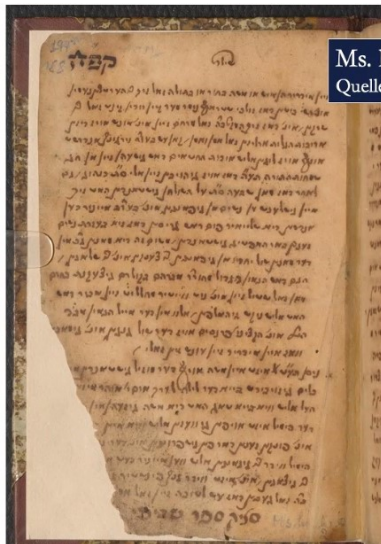
In seinem Beitrag »Glosar un verterbukh« stellte **Simon Neuberg** (*Universität Trier*), ausgehend von Rabbi Anshel anhand der Ausgabe von Gernot Heide, die dessen Material in der Reihenfolge der Bibel umordnet, und der Glossare von M. Särtels, diese beiden wichtigen Hilfsmittel gegenüber. Während ein Wörterbuch gut sortiert ist und jedes Wort sich so einfach finden lässt, ist jeder Begriff meist in nur einer Form aufgeführt und mit einem Beispiel versehen. Im Gegensatz dazu sind in einem Glossar die Wörter in all ihren Varianten und verschiedenen Bedeutungen, sei es idiomatisch oder syntaktisch, aufgeführt, aber schwer zu finden. Ein gutes Glossar hat deshalb zusätzlich ein Stellenverzeichnis und ein umfangreiches Wörterbuch nicht nur ein, sondern mehrere Beispiele. Das ist der Grund, weshalb heutzutage Glossare und Wörterbücher vergleichbare Dienste leisten können.



Heute ist die YIVO Transkription der Standard zur Transkription des Jiddischen in lateinischen Buchstaben. Dass es auch andere Möglichkeiten der Transkription gab, zeigte **Mirjam Gutschow** (*Amsterdam*): »Unzer Shrift«, Nyu York, yanuar 1912. Di ershte yidishe tsayschrift gedrukt mit lataynishe bukhstavn«. Diese Zeitschrift enthielt acht literarische Beiträge und eine Tabelle zur Transkription der hebräischen Buchstaben ins lateinische Alphabet, die sich bei vov, jud und den Diphthongen von der heutigen YIVO-Transkription unterscheidet. Während Chaim Zhitlowski als »Latein-Jiddischist« in der Forschung bereits bekannt ist, waren die beiden Herausgeber Michl Kaplan (1882-1944) u. Berl Botwinik (1885-1945), sowie Abraham Reisen bisher in der Forschung zu Jiddisch in lateinischen Buchstaben gänzlich unbekannt. Erklärtes Ziel der Zeitschrift war es, die wachsende kulturelle Entfremdung der jungen, in Amerika ohne Jiddisch aufgewachsenen Generation mit jiddischen Liedern, literarischen Texten und Rezepten in vereinfachter Lesbarkeit zu überbrücken. Ein weiterer Vorteil war, dass mit den lateinischen Buchstaben das Zeitschriftenblatt optisch in der Öffentlichkeit nicht mehr auffiel. In den durchgehend sehr negativen Rezensionen wird dieser Ansatz jedoch scharf kritisiert, die Veränderung der Buchstaben würde das Problem der Entfremdung nicht lösen und des Jiddischseins/Jüdischseins müsste sich der Mensch nicht schämen. Von der Zeitschrift wurde nur eine Ausgabe gedruckt.

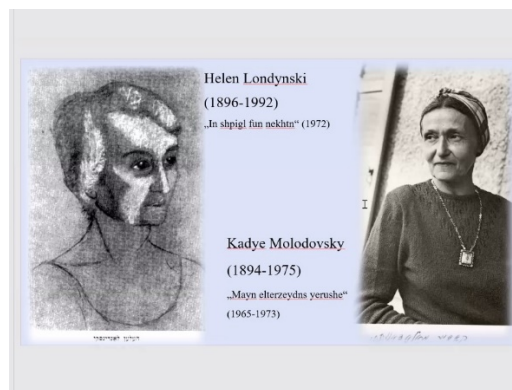


Matthew Johnson (*University of Chicago*) beschäftigte sich mit der Frage von »Glikl in der modernen jiddischen Literaturgeschichte«. 1896 wurden die sogenannten Memoiren (jidd. Zikhroynes) von Glikl bas Leib (1646–1724) erstmals vollständig in einer kritischen Ausgabe im Buchformat, erstellt von David Kaufmann, veröffentlicht. Diese Ausgabe war maßgeblich für die wissenschaftliche und populäre Rezeption der Memoiren im deutschsprachigen Raum des 20. Jh. Erst 1967 gab es nach kritischen Texten von Max Weinreich und Shmuel Charney, sowie nach einer Teilübersetzung durch Salomo A. Birnbaum eine vollständige Übersetzung ins moderne Jiddisch von Yoysef Bernfeld. Es zeigt sich, dass diese späte jiddische Rezeption überwiegend wissenschaftlicher und nicht privat lesender Natur war.



Ms. hebr. oct. 2 – Zikhronot (Kopie von Moshe Hamel), 18. Jahrh.
Quelle: Universitätsbibliothek Frankfurt am Main

Y. L. Peretz sah in der Emanzipation der Frau einen Faktor, der den Aufschwung des Jiddischen im frühen 20. Jh. mitbedingte. Auf der Czernowitzer Sprachkonferenz wurde das Verhältnis von Frauen zum Jiddischen jedoch nicht thematisiert. In Autobiographien von Frauen dieser Zeit wird nicht nur ihre Wahrnehmung der Sprachdebatten, sondern auch ihr aktiver Beitrag dazu sichtbar. **Carmen Reichert** (*Universität Augsburg*) stellte in »Dinst, mameloshn, yerushe. Reflexionen der Sprachenfrage in jiddischen Frauen-Autobiographien der Nachkriegszeit« drei Autobiographien vor, die für drei sehr unterschiedliche Verhältnisse zum Jiddischen stehen: Kadye Molodovsky (Dichterin) bezeugt in »Mayn elterzeydys yerushe« ein Nebeneinander von jiddischistischem und hebraistischem Engagement. Helen Londynski (Kulturschaffende, Journalistin) gründete mit Hilfe von Peretz eine jiddische Schule und Waisenhaus, sowie einen jiddischen Verlag mit ihrem Mann und beschreibt dies »In shpigl fun nekhtn«. Miryam Gordon (Chassidin) verfasste ihre Erinnerung an die vernichtete Welt ihrer Kindheit in der Tradition der Marshaliks »Zikhroynes fin [!] mayn alter heym« in gereimten Versen.



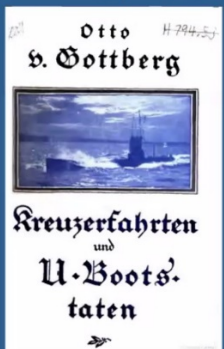
Die Tsene-rene, (*Vayber-Khumesh*), »Frauenbibel«, wurde seit ihrer Entstehung Ende des 16. Jh., bis Westjiddisch im 19. Jh. aufgegeben wurde, insbesondere von Frauen als Feiertags- und Sabbatlektüre rezipiert, obwohl sie ursprünglich für alle Geschlechter geschrieben worden war. Es folgten zahlreiche deutsch-jüdische wissenschaftliche Untersuchungen u.a. von Max Grünbaum, Gustav Karpeles und Joseph Perles. Den insbesondere von Jüdinnen geführten öffentlichen Diskurs des Textes, beginnend im 20. Jh., stellte **Aya Elyada** (*Hebräische Universität Jerusalem*) in »Gender, Tradition und Nostalgie: Die Tsene-rene in der deutsch-jüdischen Kultur 1880-1938« vor. In diesem Diskurs stand die Rolle der Frau innerhalb der jüdischen Gemeinde und Religion im Fokus. Als prominentestes Beispiel gilt die Frauenrechtlerin Bertha Pappenheim, welche 1930 das erste Buch der *Tsene-rene* ins Standarddeutsche übersetzte. Sie blieb dabei nah am Original und erzielte einen nostalgischen Verfremdungseffekt durch eine archaisch anmutende Jiddisierung. Weitere Beispiele sind die Literaturwissenschaftlerin Bertha Badt-Strauss und die Dichterin/Philosophin Margarete Susman, welche öffentliche Vorträge hielten. Des Weiteren wurden Diskussionen und ihre Folgekommentare in Zeitschriften veröffentlicht. Der divergierende Umgang mit und die Form der Nostalgie im Bezug auf die *Tsene-Rene* war entscheidend geprägt von den verschiedenen Vorstellungen der sozialen Geschlechterrollen der Jüdinnen im Wilhelminischen Kaiserreich und der Weimarer Republik. Während Pappenheim die Frauenbibel als gelebte Vergangenheit und Lektüre ihrer Mutter und Großmutter schätzt, rühmt Grünbaum sie als einen Pfeiler der jüdischen Gesellschaft, und aufgrund ihrer geschlechtsspezifischen Rollenzuweisung als immer noch zu bevorzugende Literatur für Frauen und Mädchen.



Rachel Rojanski (*Brown University*) »Rokhl Oyerbakh in Yisroel: Tsienizm, yidishe literatur un der zikorn fun khurbn«. Die Jiddische Autorin und Journalistin Rachel Auerbach ist besonders bekannt für ihren heldenhaften Einsatz im Warschauer Ghetto. Ihr fortwährender Einsatz für die Erinnerungskultur des Holocaust in Polen und Israel ist bereits vielfach untersucht worden. 1950 wanderte sie nach Israel aus, und obwohl sie sich in die Gemeinschaft integrierte und sehr in der Erinnerungskultur des Holocaust im frühen Israel engagierte, äußerte sie sich schon früh auch kritisch gegenüber der israelischen Gesellschaft und deren Wertvorstellungen. Diesem Teil ihrer schriftstellerischen Arbeit ist bisher nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Sie schrieb über den Kontrast zwischen jiddischer und hebräischer Literatur, sprach Probleme im kommunalen Leben an und wie beliebt die Kibbuzim gerade bei jungen Juden und Jüdinnen in Polen waren. Erst spät zog sie sich, scheinbar resigniert, von der israelischen Gesellschaft zurück, verkehrte fast ausschließlich mit Holocaustüberlebenden und dokumentierte deren Augenzeugenberichte.



Wie wichtig und erkenntnisreich interdisziplinäre Forschung ist, zeigte **Roland Gruschka** (*Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg*) in seinem Vortrag zu »Peretz Hirschbeins ›Fun vaye lender‹ als literarisches und historisches Dokument«. Peretz Hirschbein gilt als der erste echte Reiseschriftsteller in jiddischer Sprache und bereiste als Journalist und Literat alle bewohnten Kontinente. Der Bericht seiner Rückreise von Argentinien auf dem Passagierschiff »Vandyke« nach New York, welches 1914 von einem deutschen Kreuzer versenkt wurde, der darauf folgenden Internierung auf einem deutschen Frachter und einem vorübergehenden Aufenthalt in Brasilien, war die erste seiner Reiseschilderungen, die in der amerikanisch-jiddischen Presse veröffentlicht wurde. »Fun vaye lender« entstand zunächst als Zeitungskolumne und wurde später als Buch veröffentlicht. Dieser Reisebericht ist nicht nur literarisch, sondern auch als historischer Zeitzeugenbericht wertvoll. Literarisch steht der Topos des Zufälligen einer erkennbaren Reiseplanung gegenüber, der »Poetische Blick« hält ethnologisch-journalistische Beschreibungen jüdischen Lebens »in fernen Ländern« fest. Hirschbein stilisiert sich selbst als »nomadischer Individualist«, der wie das gesamte jüdische Volk auf ewiger Wanderschaft ist, und die Reiseromantik des einfachen Lebens macht auch die zweite Klasse erträglich. Seine Zeitzeugenberichte zu den landwirtschaftlichen Kolonien der Jewish Colonization Association in Argentinien, zum Kriegsausbruch 1914 und insbesondere der Versenkung der »Vandyke«, welche in starkem Gegensatz zu den Darstellungen der deutschen Kriegspropaganda steht, sowie seiner distanzierten Position während des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges, die ihm eine kritische Haltung gegenüber allen kriegführenden Mächten, den Ländern des »Alten Europa« und Amerika ermöglichte, machen Hirschbeins Text auch für historische Untersuchungen sehr interessant.

Peretz Hirschbein	Deutsche Kriegspropaganda
• Beteiligter Augenzeuge • Zivilisationskritik • Kritik an den kriegführenden Großmächten • „Altes Europa“ • Amerika-Kritik • Unabhängige Position	

Martin Wiesche (*Institut für Zeitgeschichte München*) stellte die »Yidish-alveltkele kultur: di fir tsenters funem yidishn pen-klub« vor. Der Warschauer Literaten- und Journalistenverein wollte der internationalen Schriftstellervereinigung PEN-Klub beitreten, um zu beweisen, dass Jiddisch eine moderne europäische Sprache sei. Der PEN-Klub war jedoch nach territorialem Prinzip organisiert. Im Gegensatz dazu definierten die Jiddischisten ein abstraktes, länderübergreifendes Konzept, nach dem Literatur rein sprachlich und kulturell konstituiert war. Nach zwei vergeblichen Versuchen ließ der PEN-Klub 1927 eine jiddische Sektion zu, mit einer Filiale in Warschau und dem Hauptsitz in Vilnius, da in Warschau bereits der Polnische PEN-Klub ansässig war. Nach diesem Vorbild konnten weitere Filialen auf der ganzen Welt zunächst in New York (1928) und dann in Tschernowitz (1933) gegründet werden. Der Jiddische PEN-Klub organisierte kulturelle Veranstaltungen und nahm an den PEN-Kongressen teil. Gemäß seiner Satzung sollte der PEN-Klub unpolitisch bleiben, der Jiddische Pen-Klub protestierte jedoch lautstark gegen die Verbreitung des Faschismus in Europa. 1940 wechselte

der Hauptsitz erst nach London und später nach New York. Der Jiddische PEN-Klub stand auch stets in Diskussionen mit dem Hebräischen PEN-Klub in Palästina.



ה.פ.נ. (א.פ.נ. און א.פ.נ.) -- וואס איז עס פאר א מין ליטעראטור?
 שלום-עליכם (ג.פ.נ.) : -- גיין! דאס שאפט מירן "ידישע קולטור"...

Volker Beck (Ruhr Universität Bochum) berichtete in seinem historischen Überblick »Jiddisch als Gegenstand der deutschen Rechtsprechung und der deutschen Sprachpolitik«, wie mit Jiddisch als Muttersprache die Benachteiligung jüdischer Zuwanderer:innen gegenüber christlichen Spätaussiedler:innen z.B. der Rente begründet wurde und bis heute wird. Die während des Deutschen Kaiserreichs entwickelten gesetzlichen Definitionen im Staatsbürgerschaftsrecht wurden während des Naziregimes völkisch-rassistisch beim Begriff der »Volkszugehörigkeit« verschärft und weiterentwickelt. Dieser wirkt in nur leicht abgeänderter Form noch bis heute fort. Dies ist auch der Hintergrund des fragwürdigen rechtlich-kulturellen Konzeptes vom »deutschen Sprach- und Kulturkreis« des bundesdeutschen Rechtes, zu dem nach Rechtsprechung und juristischer Kommentarliteratur die Sprache Jiddisch und die Wertvorstellungen der »jüdischen Volksgruppe« im Widerspruch stünden.



Ein besonderer Höhepunkt war am Dienstagabend die virtuelle Führung von **Ane Kleine-Engel** »mit Noyekhs teyve ibern yam-hamuzey« durch »ANOHA – di kinderwelt fun berliner yidishn muzey« direkt aus Berlin.



Die Kinderwelt folgt der Geschichte der Arche Noah, da sie zum einen abenteuerlich interessant ist und zum anderen wichtige aktuelle und historische Themen auch für Kinder ansprechbar und nachvollziehbar macht. Die Kinderwelt wurde nachhaltig erbaut und hat eine sehr gute CO₂ – Bilanz. Auch die Exponate sind ein Upcycling-Projekt: Sie wurden aus Fundstücken, weggeworfenen Gegenständen oder auch aus Teilen der alten Dauerausstellung des Museums erbaut. 16 Kunstschaffende haben zusammen mit Kurator*innen, Biolog*innen und Architekt*innen zusammen die verschiedensten Tiere artgerecht und in Originalgröße aus recyceltem Material nachgebaut und die Problematik des Klimawandels bei steigendem Meeresspiegel wird an der Geschichte der Arche präsent und anfassbar. Bei der Beladung der Arche kann auch die Frage nach Antisemitismus und dem Ausschluss aus der Gesellschaft gestellt werden: »alle Tiere gehen paarweise an Bord« – es wird niemand zurückgelassen. Pädagogisch geschulte Vermittler*innen sind vor Ort und können nicht nur die Geschichte der Arche nacherzählen, sondern auch zeigen, was alles beklettert und gemacht werden kann: Eigene Schiffe für einen echten Wasserlauf bauen oder die Flutgeschichte des Gilgamesch-Epos hören. Die Kinder können selbst entscheiden und diskutieren, welche Nahrungsmittel an Bord gebraucht werden, erfahren wie aus der Toilette im Wertstoffkreislauf Dünger für neue Nahrung wird und kleben mit farbigen Zetteln am Ende einen Regenbogen aus ihren eigenen Wünschen und Erlebnissen.



Einen großen Dank an alle Teilnehmenden für ihre hervorragenden Vorträge und Diskussionsbeiträge!

Zum nächsten Jiddisch-Symposium laden die Jiddistik-Abteilungen der Universitäten Trier und Düsseldorf wieder herzlich vom 19.–21. September 2022 nach Düsseldorf ein.

Fabian Heyduck, Universität Trier